

WIR SIND DAS KLIMA!

JONATHAN SAFRAN FOER

Wie wir unseren Planeten schon
beim Frühstück retten können

*Aus dem Englischen von
Stefanie Jacobs und Jan Schönherr*

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

Titel der Originalausgabe We are the Weather.

Saving the Planet begins at Breakfast

© 2019 by Jonathan Safran Foer

All rights reserved

Aus dem Englischen von Stefanie Jacobs und Jan Schönherr

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung und -illustration © Giovanna Ferraris,

nach dem Originalumschlag von Guanda Editore

Autorenfoto © Jeff Mermelstein

Gesetzt aus der Capitolium und der Futura

Satz Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck & Bindung CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05321-0

INHALT

- I Unglaublich 9
- II Das größte Sterben verhindern 89
- III Unser einziges Zuhause 119
- IV Gespräch mit der Seele 167
- V Mehr Leben 211

Anhang

- 14,5 Prozent/51 Prozent 267
- Endnoten 278
- Bibliografie 295
- Danksagung 328

DAS BUCH DER ENDEN

Der älteste bekannte Abschiedsbrief vor einem Selbstmord wurde vor etwa viertausend Jahren im alten Ägypten verfasst. Sein erster Übersetzer betitelte ihn mit »Das Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele«. Die erste Zeile lautet: »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele und beantwortete, was sie gesagt hatte.« Es folgt der zwischen Prosa, Dialog und Poesie oszillierende Versuch eines Menschen, seine Seele zum Selbstmord zu überreden.

Von diesem Brief erfuhr ich aus dem *Buch der Enden*, einer Sammlung von Fakten und Anekdoten, die außerdem die letzten Wünsche Virgils und Houdinis, Abgesänge auf den Dodo und den Eunuchen sowie Texte über Fossilien, den elektrischen Stuhl und das Veralten von Gebrauchsgegenständen enthielt. Obwohl ich kein sonderlich morbides Kind war, trug ich das Buch jahrelang mit mir herum.

Aus ihm erfuhr ich auch, dass ich mit jedem Atemzug Moleküle aus genau derselben Luft aufnehme, die Julius Cäsar bei seinem Tod ausgeatmet hat. Der Gedanke ließ mich erschauern: eine magische Verdichtung von Raum und Zeit, eine Brücke zwischen etwas, das mir vorkam wie ein Mythos,

und meinem aus Herbstlaub und vorsintflutlichen Videospielen bestehenden Leben in Washington, D. C.

Was daraus folgte, war unglaublich: Wenn ich soeben Cäsars letzten Atemzug (»Et tu, Brute?«) in mich aufgesogen hatte, dann doch wohl auch den von Beethoven (»Im Himmel werde ich hören«) und Darwin (»Ich habe nicht die geringste Angst vor dem Sterben«). Und auch die letzten Atemzüge von Franklin Delano Roosevelt, Rosa Parks und Elvis, die der Pilger und der Wampanoag beim ersten Thanksgiving, den des Autors des ersten Abschiedsbriefs, ja sogar den meines Großvaters, den ich nicht mehr kennengelernt hatte. Als Abkömmling von Überlebenden des Holocaust malte ich mir aus, wie Hitlers letzter Atem durch drei Meter Betondecke des Führerbunkers, zehn Meter deutschen Boden und die zertrampelten Rosenbeete der Reichskanzlei aufstieg, die Westfront durchbrach, den Atlantik überquerte und vierzig Jahre später durchs Fenster meines Kinderzimmers im ersten Stock strömte, um mich aufzupusten wie einen Ballon.

Und wenn ich die *letzten* Atemzüge dieser Menschen in mich aufnahm, dann doch sicherlich auch ihre *ersten*, und alle anderen dazwischen. Jeden Atemzug von jedem Menschen, der je auf dieser Welt gelebt hat. Und auch von jedem Tier: von der Klassenzimmer-Maus, die starb, als ich sie bei uns zu Hause hatte, von den Hühnern, die meine Großmutter in Polen gerupft hatte, den letzten Atemzug der allerletzten Wandertaube. Mit jedem Einatmen sog ich alles Leben und allen Tod auf Erden in mich auf. Der Gedanke ließ mich die Geschichte quasi aus der Vogelperspektive sehen: ein riesiges Netz, aus einem Strang geflochten. Als Neil Armstrongs Stiefel auf den Mond traten und er sagte: »Ein kleiner Schritt für den Menschen ...«, setzte er durchs Polykarbonat seines

Visiers in eine stumme Welt einige Moleküle frei, die Archimedes ausgeatmet hatte, als dieser »Heureka!« rufend nackt durch die Straßen des alten Syrakus gerannt war, nachdem er entdeckt hatte, dass sein Körper das Badewasser entsprechend seines eigenen Gewichts verdrängte. Seinen Stiefel ließ Armstrong später übrigens auf dem Mond zurück, als Ausgleich für das Gewicht des Mondgesteins, das er mit zur Erde nahm. Als der Graupapagei Alex, der gelernt hatte, sich auf dem Niveau eines Fünfjährigen zu unterhalten, seine letzten Worte sprach – »Sei brav, bis morgen. Hab dich lieb« –, atmete er zugleich das Schnauben der Schlittenhunde aus, die Roald Amundsen über inzwischen geschmolzene Eispanzer gezogen hatten, und setzte die Schreie all der wilden Tiere frei, die im Kolosseum von Gladiatoren niedergemetzelt worden waren. Dass ich in alldem einen Platz hatte – meinem Platz in alldem gar nicht entkommen konnte –, fand ich am erstaunlichsten.

Cäsars Ende war zugleich ein Anfang: An ihm wurde eine der ersten Autopsien der Geschichte durchgeführt, weshalb wir von den dreiundzwanzig Dolchstößen wissen. Die Dolche gibt es heute nicht mehr. Caesars blutgetränkte Toga gibt es nicht mehr. Das Theater des Pompeius, wo er ermordet wurde, steht nicht mehr, von der alten Metropole sind nur Ruinen übrig. Das Römische Reich, das sich einst über fünf Millionen Quadratkilometer erstreckte, mehr als zwanzig Prozent der Weltbevölkerung umfasste und so ewig schien wie die Erde selbst, gibt es nicht mehr.

Es ist schwer, sich ein vergänglicheres Kulturprodukt zu denken als einen Atemzug. Doch es ist unmöglich, sich ein beständigeres zu denken.

Obwohl ich mich so gut daran erinnere, gab es nie ein *Buch*

der Enden. Als ich danach suchte, stieß ich stattdessen auf *Panati's Extraordinary Endings of Practically Everything and Everybody*, das herauskam, als ich zwölf war. Es enthält Houdini, die Fossilien und vieles andere, an das ich mich erinnerte, aber nicht Caesars letzten Atemzug und kein »Gespräch mit der Seele«. Davon musste ich also woanders erfahren haben. Diese Ungereimtheiten machten mir zu schaffen – nicht, weil sie an sich so wichtig waren, sondern weil meine Erinnerung daran so deutlich war.

Noch beunruhigter war ich, als ich bei der Recherche zu dem ersten Abschiedsbrief über dessen Titel nachdachte – darüber, dass er überhaupt einen trug. Dass *wir* uns falsch erinnern, ist ja schon irritierend, doch die Aussicht, dass unsere Nachkommen sich falsch *an* uns erinnern, ist zutiefst verstörend. Man weiß nicht einmal, ob der Autor des ersten Abschiedsbriefs sich tatsächlich das Leben nahm. »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele«, schreibt er zu Beginn. Doch die Seele behält das letzte Wort, drängt den Menschen, er solle sich »ans Leben klammern«. Wir wissen nicht, was der Mann darauf erwidert hat. Gut möglich, dass das »Gespräch mit der Seele« mit einer Entscheidung für das Leben endete und der Autor seinen letzten Atemzug erst später tat. Dem Tod ins Auge zu blicken, war vielleicht das beste Argument fürs Überleben. Ein Selbstmordbrief ähnelt nichts mehr als seinem Gegenteil.

KEIN OPFER

Im Zweiten Weltkrieg schalteten die Menschen an der Ostküste Amerikas bei Abenddämmerung das Licht aus. Unmittelbare Gefahr drohte ihnen nicht; die Verdunklung sollte nur verhindern, dass deutsche U-Boote das Hintergrundleuchten der Städte nutzten, um auslaufende Schiffe zu entdecken und zu versenken.

Im weiteren Verlauf des Kriegs verdunkelte man Städte im gesamten Land, auch weit weg von der Küste, um die Zivilisten einen Krieg spüren zu lassen, dessen Schrecken sie nicht sahen, der sich jedoch nur gemeinsam gewinnen ließ. Man musste den Menschen an der Heimatfront vermitteln, dass ihr vertrautes Leben in Gefahr war – und Dunkelheit war eine Möglichkeit, die Gefahr sichtbar zu machen. Piloten der Civil Air Patrol wurden aufgefordert, am Himmel über dem Mittleren Westen nach Feindflugzeugen Ausschau zu halten, obwohl kein deutscher Jäger so weit hätte fliegen können. Solidarität war gefragt – egal wie sinnlos, ja selbstmörderisch all das gewesen wäre, wenn man sonst nichts getan hätte.

Ohne diese Aktionen an der Heimatfront, die sowohl psychologische als auch praktische Auswirkungen hatten,

ohne ganz normale Menschen, die sich für die gute Sache einsetzten, hätte man den Zweiten Weltkrieg nicht gewonnen. Während des Kriegs stieg die Produktivität um sechsundneunzig Prozent. Liberty-Frachter, die zu Kriegsbeginn acht Monate Bauzeit erforderten, waren innerhalb von Wochen fertig. Der fast sechseinhalbtausend Tonnen schwere, aus einer Viertelmillion Teilen bestehende Liberty-Frachter SS Robert E. Peary wurde in viereinhalb Tagen gebaut. 1942 produzierten Firmen, die bisher Autos, Kühlschränke, Büromöbel und Waschmaschinen hergestellt hatten, bereits Rüstungsgüter. Dessous-Fabriken nähten Tarnnetze, Rechenmaschinen wurden als Pistolen wiedergeboren, Staubsaugerbeutel in Gasmasken eingesetzt. Studenten, Rentner und Frauen packten mit an – viele Bundesstaaten änderten ihre Gesetze, damit auch Teenager arbeiten durften. Alltagsgüter wie Gummi, Blechdosen, Alufolie und Holz wurden zur Verwertung im Krieg gesammelt. Hollywood-Studios produzierten Wochenschauen, antifaschistische Kinostreifen und patriotische Trickfilme. Prominente warben für den Kauf von Kriegsanleihen und manche – Julia Childs zum Beispiel – wurden Spione.

Der Kongress erhöhte die Steuereinnahmen durch Senkung des Freibetrages und Streichung diverser Schlupflöcher und Abzüge. 1940 hatten nur zehn Prozent der Arbeitnehmer Einkommenssteuer an den Bund bezahlt. 1944 waren es fast hundert Prozent. Der Spitzensteuersatz wurde auf vierundneunzig Prozent angehoben, die dafür relevante Einkommensschwelle um das Fünfundzwanzigfache gesenkt.

Der Staat legte Preise für Nylon, Fahrräder, Schuhe, Feuerholz, Seide und Kohle fest – und die Amerikaner nahmen es hin. Benzin wurde streng reguliert, und man verhängte

eine landesweite Höchstgeschwindigkeit von fünfunddreißig Meilen pro Stunde, um Gummi und Treibstoff zu sparen. Vom Staat ausgehängte Plakate bewarben Fahrgemeinschaften mit dem Slogan: »Wer ALLEIN fährt, fährt mit Hitler!«

Bauern erhöhten ihren Ertrag, obwohl sie weniger Arbeitskräfte und Gerät zur Verfügung hatten, und Normalbürger legten »Victory-Gärten« an, Mikrofarmen hinter dem Haus oder auf Brachflächen. Essen wurde rationiert, besonders Grundnahrungsmittel wie Zucker, Kaffee und Butter. 1942 rief der Staat mit einer »Teilt-das-Fleisch«-Kampagne dazu auf, den wöchentlichen Fleischkonsum auf knapp über ein Kilo pro Erwachsenen zu beschränken. In England aß man nur etwa die Hälfte davon. (Dieser kollektiv enger geschnallte Gürtel führte übrigens sogar zu einer leichten Verbesserung der Gesundheit.) Im Juli 1942 produzierte Disney einen kurzen Trickfilm für das Landwirtschaftsministerium, der unter dem Titel »Essen bringt den Sieg« die Landwirtschaft zu einer Frage der nationalen Sicherheit erhob. Amerika hatte doppelt so viele Bauern wie die Achsenmächte Soldaten. »Ihre Waffen sind die Panzer der Essensfront, die Landmaschinen: Bataillone von Mähdreschern, Regimente von Traktoren, Divisionen von Maispflückern, Kartoffelgrabern und Sämaschinen, Kolonnen von Melkanlagen.«

Am Abend des 28. April 1942, fünf Monate nach Pearl Harbor, als die Amerikaner bereits voll in den Krieg in Europa eingestiegen waren, versammelten sich Millionen Amerikaner vor ihren Radios, um Präsident Roosevelts Kamingespräch zu lauschen, in dem er sie über den Kriegsverlauf informierte und von den kommenden Herausforderungen – auch für die Bürger selbst – sprach:

Es ist uns nicht allen vergönnt, unsere Feinde in entfernten Winkeln der Welt zu bekämpfen. Es ist uns nicht allen vergönnt, in einer Munitionsfabrik oder auf einer Werft zu arbeiten, auf den Farmen, den Ölfeldern oder in den Minen, und die Waffen und Rohstoffe herzustellen, die unsere Truppen brauchen. Doch es gibt eine Front, an der alle Amerikaner – jeder Mann, jede Frau und jedes Kind – mitkämpfen können, und zwar während des gesamten Krieges. Diese Front verläuft hier bei uns zu Hause, in unserem Alltag, unseren täglichen Verrichtungen. Hier zu Hause ist es uns allen vergönnt, uns zu versagen, was immer nötig ist – nicht nur um unsere Männer an der Front zu versorgen, sondern auch, damit unsere Wirtschaft während des Krieges und danach stark bleibt. Dazu müssen wir freilich nicht nur auf Luxus verzichten, sondern auch auf viele kleinere Annehmlichkeiten. Jeder loyale Amerikaner kennt seine Verantwortung ... Wie ich gestern dem Kongress gesagt habe, ist »Opfer« nicht ganz das rechte Wort, um diese Selbstversagung zu beschreiben. Wenn wir am Ende dieses großen Kampfes unsere freiheitliche Art zu leben gerettet haben, wird all das kein »Opfer« gewesen sein.

Es ist eine extreme Belastung, dem Staat vierundneunzig Prozent seines Einkommens überlassen zu müssen. Es ist eine echte Herausforderung, mit rationierten Grundnahrungsmitteln auszukommen. Es ist eine lästige Unannehmlichkeit, nicht schneller als fünfunddreißig Meilen pro Stunde fahren zu dürfen. Es nervt, abends das Licht auszulassen.

Obwohl so viele Amerikaner den Krieg als etwas erlebten, das »da drüben« stattfand, war ein bisschen im Dunkeln sitzen wohl nicht zu viel verlangt von Bürgern, die im Großen und Ganzen sicher »hier bei uns« waren. Wie würden wir über jemanden denken, der es inmitten eines großen Kampfs – nicht bloß um Millionen Leben, sondern um unsere »freiheitliche Lebensweise« – für ein zu großes Opfer hielte, sein Licht auszuknipsen?

Natürlich hätte der Krieg nicht *allein* dadurch gewonnen werden können, dass man das Licht ausließ – dafür waren sechzehn Millionen amerikanische Soldaten und Militärbedienstete, über vier Billionen Dollar und die Truppen von mehr als einem Dutzend weiterer Länder nötig. Aber stellen wir uns vor, der Krieg hätte nicht *ohne* diese Hilfe gewonnen werden können. Stellen wir uns vor, damit keine Hakenkreuzflaggen in London, Moskau und Washington wehten, sei es nötig gewesen, abends einen Schalter umzulegen. Stellen wir uns vor, man hätte die übrigen zehneinhalb Millionen Juden auf der Welt ohne diese paar Stunden Dunkelheit nicht retten können. Wie würden wir dann über die allabendliche Selbstversagung dieser Bürger denken?

Es wird kein »Opfer« gewesen sein.

KEINE GUTE STORY

Am 2. März 1955 stieg eine schwarze Amerikanerin in Montgomery, Alabama, in einen Bus und weigerte sich, ihren Platz einem Weißen zu überlassen. So gut wie jedes amerikanische Kind könnte diese Szene überzeugend nachspielen, genau wie es das erste Thanksgiving nachstellen, Teebeutel von einem Pappschiff werfen oder in einem selbst gebastelten Zylinder die Gettysburg Address aufsagen könnte – und wüsste, was all das bedeutet.

Wahrscheinlich glauben Sie, den Namen dieser ersten Frau zu kennen, die im Bus nicht hinten sitzen wollte, aber wahrscheinlich liegen Sie falsch. So ging es auch mir, bis mich kürzlich jemand aufklärte. Mit Zufall hat das allerdings nichts zu tun. In gewisser Hinsicht konnte die Bürgerrechtsbewegung nur dadurch triumphieren, dass man Claudette Colvin vergaß.

Die größte Gefahr für menschliches Leben – die kombinierte Bedrohung aus immer heftigeren Superstürmen und ansteigendem Meeresspiegel, immer heftigeren Dürren und zunehmendem Wassermangel, immer größeren Totwasser-

zonen in den Ozeanen, massiver Verbreitung schädlicher Insekten und dem täglichen Verschwinden von Wäldern und Tierarten – ist für die meisten Leute keine gute Story. Sofern die Krise des Planeten uns überhaupt interessiert, dann als ein Krieg, der »da drüben« ausgefochten wird. Wir kennen die Dringlichkeit der Lage, wissen um die existenzielle Gefahr, doch obwohl wir wissen, dass da ein Krieg um unser Überleben tobt, geht er uns gefühlt nichts an. Dieser Abstand zwischen Bewusstsein und Gefühl macht es oft selbst klugen, engagierten Leuten, die gerne etwas tun *wollen*, schwer, wirklich aktiv zu werden.

Wenn die Bomber direkt über einen hinwegdröhnen wie während des Kriegs in London, löscht man das Licht ganz automatisch. Fallen die Bomben vor der Küste, sieht das schon anders aus, obwohl die Gefahr letztlich genauso groß ist. Fallen sie jenseits eines Ozeans, kann es schwierig werden, überhaupt an das Bombardement zu glauben, auch wenn man davon weiß. Wenn wir abwarten, bis wir die Krise *spüren*, die wir merkwürdigerweise eine der »Umwelt« nennen, so als wäre die Zerstörung unseres Planeten nichts als Kontext, werden wir irgendwann ein Problem anpacken, das sich längst nicht mehr lösen lässt.

Noch weiter »da drüben« wirkt die Krise, weil sie unsere Vorstellungskraft übersteigt. Über Ausmaß und Komplexität dieser Bedrohung nachzudenken, ist extrem anstrengend. Wir wissen, dass der Klimawandel mit Luftverschmutzung zu tun hat, mit CO₂, mit der Meerestemperatur, dem Regenwald, den Polkappen ... Den meisten von uns dürfte es jedoch schwerfallen zu erklären, wie unser individuelles und kollektives Verhalten Wirbelstürme um fast fünfzig Stundenkilometer beschleunigt oder zu einem Polarwirbel bei-

trägt, durch den es in Chicago kälter wird als in der Antarktis. Und es fällt uns schwer, nicht zu vergessen, wie sehr die Welt sich schon verändert hat: Wir staunen gar nicht mehr über den Vorschlag, Manhattan mit einer fünfzehn Kilometer langen Hochwasserschutzmauer zu umgeben, nehmen höhere Versicherungsbeiträge hin, und extreme Wetterphänomene – Waldbrände vor den Toren von Großstädten, alljährliche »Jahrhundertfluten«, Rekord-Todeszahlen bei Rekord-Hitzewellen – sind in unseren Augen einfach nur noch Wetter.

Die Geschichte von der Krise unseres Planeten ist schwierig zu erzählen, und obendrein ist sie nicht »gut«. Nicht bloß überzeugt sie uns nicht, sie interessiert uns nicht einmal. Aufmerksamkeit fesseln und Veränderung bewirken, das ist das wichtigste Bestreben von Kunst und politischem Aktivismus. Das Thema Klimawandel schlägt sich in beiden Bereichen schlecht. Bezeichnenderweise nimmt das Schicksal unseres Planeten in der Literatur noch weniger Raum ein als im übrigen kulturellen Austausch, und das, obwohl die meisten Schriftsteller sich für besonders sensibel gegenüber den unterrepräsentierten Wahrheiten dieser Welt halten. Vielleicht liegt das daran, dass Schriftsteller außerdem besonders sensibel dafür sind, welche Geschichten »funktionieren«. Die Narrationen, die in unserer Kultur Bestand haben – Volksmärchen, religiöse Texte, Mythen, gewisse historische Berichte –, verfügen über abgeschlossene Handlungen, eindeutige Schurken und Helden, spektakuläre Action und eine klare Moral. Daher die Neigung, den Klimawandel – wenn überhaupt – als zukünftige Apokalypse darzustellen, statt als veränderbaren Prozess, und die Brennstoffindustrie als leibhaftiges Verderben, statt als einen von vielen Fakto-

ren, die wir angehen müssen. Die Krise unseres Planeten ist so abstrakt und vielschichtig, verläuft so langsam, erman-gelt so sehr symbolträchtigen Gestalten und Momenten, dass es unmöglich scheint, sie fesselnd und wahrhaftig zu beschreiben.

Claudette Colvin war die erste Frau, die verhaftet wurde, weil sie in Montgomery ihren Platz im Bus nicht aufgeben wollte. Rosa Parks, deren Namen wir fast alle kennen, trat erst neun Monate später auf den Plan. Und als sie sich im Bus gegen die Rassentrennung wehrte, war sie keineswegs bloß eine erschöpfte Näherin, die nach einem langen Arbeitstag nach Hause wollte. Sie war eine gewiefte Bürgerrechtlerin (Schriftführerin ihres Ortsverbands der NAACP), hatte an Seminaren zu sozialer Gerechtigkeit teilgenommen, mit einflussreichen Anwälten zu Mittag gegessen und die Strategie der Bewegung mitgeplant. Parks war zweiundvierzig, verheiratet, kam aus gutem Hause. Colvin war fünfzehn, schwanger von einem älteren, verheirateten Mann und stammte aus armen Verhältnissen. Führende Bürgerrechtler – auch Rosa Parks selbst – empfanden ihren Lebenslauf als zu gebrochen, ihren Charakter als zu labil für eine Heldin der entstehenden Bewegung. Sie hätte einfach nicht für eine ausreichend gute Story getaugt.

Hätte das Christentum sich derart ausgebreitet, wenn man Jesus nicht gekreuzigt, sondern in der Badewanne ertränkt hätte? Würden so viele Menschen Anne Franks Tagebuch lesen, wenn sie ein mittelalter Mann gewesen wäre, der sich hinter einem Kleiderschrank versteckte, statt eines bildhübschen Mädchens hinter einem Bücherregal? In welchem Ausmaß wurde die Geschichte von Lincolns Zylinder beein-

flusst, von Gandhis Lendenschurz, Hitlers Schnurrbart, van Goghs Ohr, Martin Luthers Stimme und dem Umstand, dass kein Gebäude der Welt sich leichter zeichnen ließ als die Türme des World Trade Centers?

Rosa Parks' Story ist zugleich historische Episode und ein Märchen mit dem Zweck, Geschichte zu schreiben. Wie die symbolträchtigen Fotos der Soldaten, die auf Iwojima die amerikanische Flagge hissen, des Paares in Robert Doisneaus *Le baiser de l'hôtel de ville* und des Milchmanns im zerbombten London war auch das Foto von Rosa Parks im Bus gestellt. Der Mann auf der Bank hinter ihr ist kein wütender Verteidiger der Rassentrennung, sondern ein befreundeter Journalist. Und wie sie später einräumte, war die ganze Sache weniger simpel – weniger denkwürdig –, als dass eine erschöpfte Frau sich im Bus nach hinten setzen sollte. Doch weil sie die Macht von Geschichten kannte, gab Parks den Ereignissen eine möglichst ergreifende Form. Als Heldin ihrer Story war Parks mutig, als deren Co-Autorin war sie heldenhaft.

Geschichte wird im Nachhinein zu einer guten Story, und gute Storys werden zu Geschichte. Hinsichtlich des Schicksals unseres Planeten – und damit des Schicksals der Menschheit – ist das ein echtes Problem. Wie es der Meeresbiologe und Filmemacher Randy Olson ausdrückte: »Klima ist sehr wahrscheinlich das langweiligste Thema, das die Wissenschaft der Öffentlichkeit je hat näherbringen müssen.« Die meisten Versuche, von der Krise zu erzählen, sind entweder Science-Fiction oder werden als solche abgetan. Kaum eine Version der Geschichte vom Klimawandel ließe sich im Kindergarten nachspielen, keine würde die Eltern dort zu Tränen rühren. Es scheint ganz unmöglich, die Katastrophe aus dem

»da drüben« unserer Köpfe ins »hier bei uns« unserer Herzen zu holen. In den Worten Amitav Ghosh, in seinem Buch *Die große Verblendung*: »Die Klimakrise ist auch eine Krise der Kultur und deshalb eine der Imagination.« Ich würde es Glaubenskrise nennen.

BESSER WISSEN VS. BESSER MACHEN

Im Jahre 1942 machte sich der achtundzwanzigjährige katholische Widerstandskämpfer Jan Karski aus dem besetzten Polen nach London und schließlich Amerika auf, um der Welt von den Verbrechen der Deutschen zu berichten. Vor seiner Abreise holte er bei verschiedenen Untergrundgruppen Informationen und Augenzeugenberichte ein, um sie in den Westen zu tragen. In seinen Memoiren erzählt er von einem Treffen mit dem Anführer des Jüdischen Arbeiterbunds:

Der Bund-Führer kam schweigend auf mich zu. Er packte mich derart heftig am Arm, dass es schmerzte. Erschrocken schaute ich ihm in die Augen und war sehr bewegt von dem tiefen, unerträglichen Schmerz, den ich darin wahrnahm.

»Sagen Sie der jüdischen Führung, dass dies hier keine Sache für Politik oder Taktik ist. Sagen Sie ihnen, dass die Erde erzittern und die Welt aufgerüttelt werden muss. Vielleicht wacht sie dann ja auf und beginnt zu erkennen und zu verstehen. Sagen Sie

ihnen, dass sie die Kraft und den Mut finden müssen, Opfer zu erbringen, die kein Staatsmann je erbringen musste; Opfer, die so schmerzhaft sind wie das Schicksal meines sterbenden Volkes – und ebenso einzigartig. Das ist es, was sie nicht verstehen. Die Ziele und Methoden der Deutschen sind beispiellos in der Geschichte. Die Demokratien müssen darauf in einer Weise reagieren, die ebenso beispiellos ist – und mit außergewöhnlichen Methoden antworten. (...) Sie wollen von mir wissen, welches Vorgehen ich der jüdischen Führungsspitze empfehle. Sagen Sie ihnen, sie sollen alle wichtigen englischen und amerikanischen Behörden und Ämter aufsuchen. Sie sollen von dort erst wieder weggehen, wenn man ihnen garantiert hat, dass etwas zur Rettung der Juden unternommen wird. Sie sollen weder Essen noch Trinken annehmen, sondern vor den Augen der Welt einen langsamen Tod sterben. Sterben sollen sie. Das wird vielleicht das Gewissen der Welt wachrütteln.«

Nach einer Reise, wie man sie sich gefährlicher nicht denken kann, erreichte Karski im Juni 1943 Washington, D. C. Dort traf er den Verfassungsrichter Felix Frankfurter – einer der größten amerikanischen Juristen aller Zeiten und selbst Jude. Nachdem Frankfurter Karskis Bericht von der Räumung des Warschauer Gettos und der Vernichtung in den Konzentrationslagern gehört und ihm eine Reihe immer spezifischerer Fragen gestellt hatte (»Wie hoch ist die Mauer, die das Getto vom Rest der Stadt trennt?«), ging er stumm im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich und erklärte: »Mr Karski, spricht

ein Mann wie ich mit einem Mann wie Ihnen, muss er ganz ehrlich sein. Daher muss ich Ihnen sagen, dass ich nicht glauben kann, was Sie mir da erzählen.« Als Karskis Kollege ihm zur Seite sprang, erwiderte Frankfurter: »Ich sage ja nicht, dass der junge Mann lügt. Ich sage nur, dass ich ihm nicht glauben kann. Mein Verstand und mein Herz sind so gemacht, dass ich das nicht akzeptieren kann.«

Frankfurter bezweifelte nicht die Wahrheit von Karskis Geschichte. Er bestritt nicht, dass die Deutschen systematisch die europäischen Juden – seine Verwandten – ermordeten. Er behauptete auch nicht, er sei zwar überzeugt und schockiert, könne jedoch leider nichts tun. Stattdessen gestand er sowohl seine Unfähigkeit ein, die Wahrheit zu glauben, als auch sein Wissen um diese Unfähigkeit. Frankfurters Gewissen war nicht wachgerüttelt worden.

Unser Verstand und unser Herz sind für bestimmte Aufgaben hervorragend geeignet – und schlecht für andere. Wir sind gut darin, den Kurs eines Hurrikans zu berechnen, und schlecht darin, die nötigen Entscheidungen zu treffen – vor dem Sturm zu fliehen, beispielsweise. Weil wir uns über Hunderte Millionen Jahre in Umfeldern entwickelt haben, die mit der modernen Welt kaum etwas zu tun hatten, neigen wir häufig zu Begierden, Ängsten und blinden Flecken, die zu modernen Gegebenheiten nicht passen. Wir befriedigen nur zu gern unmittelbare Bedürfnisse, gieren nach Fett und Zucker (beide schädlich für Menschen in einer Welt, in der sie ständig verfügbar sind); wir beobachten zähneklappernd unsere Kinder auf Klettergerüsten (während wir größere Gesundheitsrisiken gar nicht beachten, wenn wir ihnen zum Beispiel zu viel Fett und Zucker zu essen geben) und ignorieren gleichzeitig die tödliche Gefahr »da drüben«.

In einer aktuellen Studie stellte der Psychologe Hal Hershfield fest, dass die Hirnaktivität von Probanden, die sich selbst in der Zukunft beschreiben sollten – und sei es nur zehn Jahre später –, nicht dieselbe war, wie wenn sie über ihr gegenwärtiges Ich sprachen. Eher entsprach sie der Beschreibung von Fremden. Das änderte sich jedoch, wenn man ihnen künstlich gealterte Bilder ihrer selbst zeigte. Ja, dadurch änderte sich auch ihr Verhalten: Auf die Anweisung hin, 1000 Dollar unter vier Optionen aufzuteilen – ein Geschenk für einen lieben Menschen, eine Freizeitaktivität, ein Girokonto oder eine Altersvorsorge –, steckten Probanden, die ihre gealterten Ichs vor sich sahen, fast doppelt so viel Geld in Altersvorsorge wie die, denen man keine solchen Bilder zeigte.

Man hat ausführlich gezeigt, dass emotionale Reaktionen durch Anschaulichkeit verstärkt werden. Wissenschaftler haben eine Reihe »Sympathie-Verzerrer« beschrieben, die Anteilnahme auslösen: der Identifizierbares-Opfer-Effekt (die Möglichkeit, sich Leid detailliert vorzustellen), der In-Group-Effekt (das Gefühl sozialer Nähe zu Leid) und der Referenzabhängige-Sympathie-Effekt (die Lage des Opfers wird nicht nur als schlimm präsentiert, sondern als schlimmer werdend). Eine Forschergruppe hat ein Experiment mit einem postalischen Spendenaufruf an etwa 20000 potenzielle Spender durchgeführt. Wurde die Armut des Begünstigten nicht als chronisch, sondern als neu entstanden dargestellt, stiegen die Spenden um 33 Prozent. Gehörten Spender und Begünstigter derselben Religion an, stiegen die Spenden um 55 Prozent. Gab der Spendenaufruf den Namen einer Einzelperson an statt eine namenlose Gruppe, stiegen die Spenden um 110 Prozent. Die Kom-

bination aller drei Taktiken führte zu einem Anstieg von 300 Prozent.

Das Dumme an der Krise unseres Planeten ist, dass ihr eine Reihe »Apathie-Verzerrer« eingebaut sind. Obwohl viele der mit dem Klimawandel zusammenhängenden Katastrophen – vor allem extreme Wetterphänomene, Hochwasser und Waldbrände, Verknappung von Ressourcen und Lebensraum – anschaulich und persönlich sind und immer schlimmer werden, fühlen sie sich nicht so an. Statt als Facetten einer immer relevanteren Geschichte werden sie als abstrakt, weit weg und isoliert empfunden. Wie der Journalist Oliver Burkeman es im *Guardian* formulierte: »Hätte eine Bande böser Psychologen in einer Geheimbasis unter dem Meer eine Krise ausgetüftelt, für deren Bewältigung die Menschheit hoffnungslos schlecht aufgestellt wäre, hätten sie nichts Besseres als den Klimawandel finden können.«

Sogenannte Klimawandelleugner bestreiten das Ergebnis, zu dem 97 Prozent der Klimaforscher kamen: Der Planet erwärmt sich durch menschliche Einwirkung. Doch was ist mit uns, die wir diesen Umstand als gegeben hinnehmen? Auch wenn wir den Wissenschaftlern keine Lügen unterstellen: Können wir glauben, was sie uns erzählen? Wenn ja, würde uns das doch wohl ein ethisches Gebot aufdrängen, unser Gewissen wachrütteln und uns davon überzeugen, dass wir kleine Opfer bringen müssen, um viel größere Opfer in der Zukunft zu vermeiden.

Die Wahrheit bloß mit dem Kopf zu akzeptieren, ist noch keine Tugend. Das allein wird uns nicht retten. Wenn ich als Kind etwas tat, das ich nicht hätte tun sollen, mahnte man mich oft, ich »wisse das doch besser«. Im Wissen lag der Unterschied zwischen Fehler und Vergehen.

Wenn wir die Tatsache, dass wir den Planeten zerstören, zwar akzeptieren, sie aber nicht *glauben* können, sind wir nicht besser als die, die den menschengemachten Klimawandel ganz verleugnen – genau wie Felix Frankfurter nicht besser war als die, die den Holocaust bestritten. Und wenn die Zukunft über diese beiden Formen der Leugnung urteilt, welche wird dann wohl als schwerer Fehler dastehen und welche als unverzeihliches Verbrechen?

GEHEN, GLAUBEN, LEBEN

Ein Jahr bevor Karski Polen verließ, um der Welt vom Massaker an den europäischen Juden zu berichten, floh meine Großmutter aus ihrem polnischen Dorf, um ihr Leben zu retten. Zurück ließ sie vier Großeltern, ihre Mutter, zwei Geschwister sowie viele Verwandte und Freunde. Sie war zwanzig Jahre alt und wusste nicht mehr als alle anderen: Die Nazis rückten ins sowjetisch besetzte Polen vor und waren nur noch wenige Tage entfernt. Fragte man, wieso sie ging, sagte sie nur: »Ich hatte das Gefühl, etwas tun zu müssen.«

Meine Urgroßmutter, die mit ihrer Stieftochter im Arm am Rand eines Massengrabs erschossen werden würde, sah meiner Großmutter beim Packen zu. Sie wechselten kein Wort und sahen sich danach nie wieder. Meine Uroma wusste dasselbe wie ihre Tochter, hatte jedoch nicht das Gefühl, »etwas tun zu müssen«. Ihr Wissen war nur Wissen.

Die kleine Schwester meiner Großmutter, die erschossen werden würde, als sie versuchte, ein wertloses Schmuckstück für etwas zu essen einzutauschen, folgte meiner Großmutter vor die Tür. Sie zog ihr einziges Paar Schuhe aus und drückte es ihr in die Hand. »Du hast so ein Glück, dass du gehst«, sagte

sie. Ich habe diese Geschichte oft gehört. Als Kind verstand ich statt »*You're so lucky to be leaving*« immer »*You're so lucky believing*«: Du hast so ein Glück, dass du glaubst.

Vielleicht war es wirklich nur Glück. Hätten die Dinge damals etwas anders gelegen, wäre meine Großmutter krank gewesen, oder frisch verliebt, sie hätte vielleicht nicht das Glück gehabt, zu gehen. Die Zurückgebliebenen waren auch nicht weniger mutig, intelligent oder tatkräftig als sie, hatten auch nicht weniger Angst vor dem Tod. Sie glaubten bloß nicht, dass ihnen etwas maßgeblich anderes bevorstünde als das, was es zuvor schon oft gegeben hatte. Zum Glauben kann man sich nicht zwingen. Und man kann ihn auch niemandem aufdrängen, nicht einmal mit besseren, lauterer und tugendhafteren Argumenten, ja nicht einmal mit unwiderlegbaren Beweisen. In seinem Prolog zu »Der Karski-Bericht« sagt Filmemacher Claude Lanzmann:

Was ist Wissen? Was kann die Information über ein Grauen, ein buchstäblich unerhörtes Grauen, in einem Hirn bedeuten, das auf deren Aufnahme nicht vorbereitet ist, weil sie ein in der Geschichte der Menschheit nie da gewesenes Verbrechen betrifft? ... Der nach London geflohene Raymond Aron wurde gefragt, ob er wusste, was sich damals im Osten abspielte. Er antwortete: Ich wusste es, aber ich glaubte es nicht, und weil ich es nicht glaubte, wusste ich es nicht.

Manchmal tagträume ich davon, im Shtetl meiner Großmutter von Tür zu Tür zu gehen, die Zurückbleibenden zu schütteln und zu schreien: »Ihr müsst etwas tun!« Diesen

Tagtraum habe ich in einem Haus, von dem ich *weiß*, dass es ein Vielfaches von dem verbraucht, was mir an Energie zu- steht, von dem ich *weiß*, dass es typisch für die unersättliche Lebensweise ist, von der ich *weiß*, dass sie unseren Planeten zerstört. Ich kann mir gut vorstellen, wie einer meiner Nach- kommen davon träumt, mich zu schütteln und zu schreien: »Du musst etwas tun!« Aber ich kann nichts glauben, das mich dazu veranlassen würde. Also weiß ich in Wahrheit überhaupt nichts.

Neulich morgens, auf der Fahrt zur Schule, sah mein zehn- jähriger Sohn von seinem Buch auf und verkündete: »Wir ha- ben so ein Glück, dass wir am Leben sind.« *We are so lucky to be living.*

Eins der Dinge, die ich nicht weiß: Wie bringe ich meine Dankbarkeit für das Leben mit einem Verhalten zusammen, das wirkt, als wäre es mir eigentlich egal?

Als sie ging, nahm meine Großmutter ihren Winterman- tel mit, obwohl es Juni war.

HYSTERISCH

Eines Sommerabends im Jahr 2006 war der achtzehnjährige Kyle Holtrust in Tucson entgegen der Fahrtrichtung auf seinem Fahrrad unterwegs. Ein Chevy Camaro fuhr ihn an und schleifte ihn fast zehn Meter über die Straße. Thomas Boyle Jr. sprang sofort vom Beifahrersitz eines nahen Trucks und lief hinüber. Vollgepumpt mit Adrenalin stemmte er den Camaro hoch und hielt die Vorderräder fünfundvierzig Sekunden in der Luft, während man Holtrust hervorzog. Auf die Frage, wieso er das getan hatte, sagte Boyle: »Ich wäre doch ein furchtbarer Mensch, wenn ich zuschaue, wie jemand leidet, und nicht einmal versuche, ihm zu helfen ... Ich dachte einfach nur, was, wenn das mein Sohn wäre?« Er hatte das Gefühl, irgendetwas tun zu müssen.

Wie er das getan hatte, wusste er indessen selbst nicht so genau: »Auf keinen Fall könnte ich dieses Auto jetzt noch mal hochheben.« Der Weltrekord im Kreuzheben liegt bei 500 Kilo. Ein Camaro wiegt zwischen 1500 und 1800 Kilo. Boyle war kein Gewichtheber, sondern zeigte sogenannte »hysterische Kraft« – eine sonst unmögliche körperliche Leistung in einer lebensbedrohlichen Situation.

Ein einziger, großartiger Mensch hob das Auto von Holtrust, doch viele andere bildeten eine Rettungsgasse, damit der Krankenwagen schneller durchkam. Ihr Handeln war genauso entscheidend dafür, das Leben des jungen Mannes zu retten, aber bemerkenswert finden wir es nicht. Ein Auto hochzustemmen, ist das Großartigste, was man tun kann. Einen Krankenwagen durchzulassen, ist das Mindeste. Kyle Holtrusts Leben hing von beidem ab.

In der Grundschule hörten wir jedes Jahr Vorträge von Polizei und Feuerwehr, die Gemeinsinn und Verantwortungsgefühl in uns wecken und uns beibringen sollten, wie man sich bei Gefahr verhält. Ich weiß noch, wie ein Feuerwehrmann sagte, immer, wenn wir einen Krankenwagen sähen, sollten wir uns vorstellen, jemand, den wir lieb haben, könnte darin liegen. Welch furchtbarer Gedanke für einen Kinderkopf! Vor allem, weil er eine falsche Verknüpfung herstellt. Wir lassen Krankenwagen nicht durch, weil ein geliebter Mensch darin liegen könnte, und auch nicht, weil das Gesetz es vorschreibt. Wir tun es, weil *man das eben tut*. Es ist eine dieser gesellschaftlichen Normen – wie sich an einer Schlange hinten anzustellen oder Müll in den Mülleimer zu werfen –, die kulturell so tief verankert sind, dass wir gar nicht mehr darüber nachdenken.

Normen können sich natürlich ändern, und man kann sie ignorieren. In den frühen 2010ern tauchten in Moskau sogenannte »Krankenwagentaxis« auf – Minibusse, die von außen Krankenwagen glichen, innen aber luxuriös ausgestattet waren und für 200 Dollar aufwärts pro Stunde vermietet wurden, um damit dem berüchtigten Moskauer Verkehr ein Schnippchen zu schlagen. Schwer vorstellbar, dass irgendwer das gut fand, der nicht selbst in einem dieser Fahrzeuge saß. Es ist ein

Affront – nicht, weil es uns persönlich übervorteilt (kaum jemand wird einem solchen Wagen je begegnen), sondern weil es unsere Bereitschaft ausnutzt, uns zum Wohle aller zurückzunehmen. Die Verdunklung im Zweiten Weltkrieg führte zu Plünderungen, die Essensrationierung zu Fälschungen und Diebstahl. Als ein Nachtclub in Piccadilly von der Luftwaffe getroffen wurde, mussten die Londoner Rettungskräfte verhindern, dass man den Toten ihren Schmuck raubte.

Das sind jedoch Extremfälle. So gut wie immer sind unsere Konventionen und die durch sie geprägten Identitäten so subtil, dass man sie gar nicht wahrnimmt. Sicher, wir fahren nicht in falschen Krankenwagen herum, aber vieles, was wir heute tun, wird unseren Nachkommen mindestens genauso haarsträubend vorkommen. Auf den Motorhauben amerikanischer Krankenwagen steht das Wort »AMBULANCE« in Spiegelschrift, damit man es im Rückspiegel lesen kann. Man könnte sagen, es wurde für die Zukunft geschrieben – für Autos weiter vorne auf der Straße. Von innerhalb des Krankenwagens kann man es nicht lesen, genau wie wir die Geschichte nicht lesen können, die wir selber schaffen: Sie ist in Spiegelschrift geschrieben, kann nur von Nachgeborenen im Rückspiegel gelesen werden.

Das englische Wort »emergency«, Notfall, kommt vom lateinischen *emergere*, zu Deutsch: »auftauchen, ans Licht kommen«.

Das Wort »Apokalypse« kommt vom griechischen *apokalyptein*, zu Deutsch: »aufdecken, offenbaren«.

Das Wort »Krise« kommt vom griechischen *krisis*, zu Deutsch: »Entscheidung«.

Unserer Sprache ist die Einsicht eingeschrieben, dass Katastrophen aufdecken, was zuvor verborgen war. Während

die Krise unseres Planeten sich in Form einer Reihe von Katastrophen offenbart, werden unsere Entscheidungen ans Licht bringen, wer wir wirklich sind.

Verschiedene Herausforderungen erfordern – und fördern – verschiedene Reaktionen. Panik ist eine angemessene Reaktion darauf, dass ein Mensch unter einem Auto eingeklemmt ist, aber jemand, der sein ansonsten makellooses Haus wegen eines kleinen Lochs im Dach verkauft, ist bloß ein Panikmacher. Was erfordert der Zustand unseres Planeten, und was fördert er? Und was, wenn er nicht fördert, was er erfordert – wenn wir uns als Menschen erweisen, die Blaulichter auf ihre Autos schrauben, um nicht im Stau zu stehen, aber im Krieg nicht das Licht ausschalten, um der Vernichtung zu entgehen?

AUSWÄRTSSPIELE

Trotz der zahlreichen bekannten Fälle von hysterischer Kraft wurde sie bislang nie unter Laborbedingungen nachgewiesen, denn es wäre ethisch nicht vertretbar, die nötigen Voraussetzungen dafür zu schaffen. Dennoch gibt es viele gute Gründe, das Phänomen ernst zu nehmen – zum Beispiel die Wirkung von Stromstößen auf Muskeln (die viel größere Kraftleistungen bewirken, als sich willentlich aufbringen lassen) oder die Leistung von Sportlern in notfallähnlichen Situationen. Es ist kein Zufall, dass Weltrekorde überwiegend bei Olympischen Spielen aufgestellt werden, wenn weit mehr Leute zuschauen als bei anderen Wettbewerben und es um viel mehr geht. Die Sportler strengen sich mehr an, weil es ihnen wichtiger ist.

In sämtlichen Sportarten siegen sowohl Einzelathleten als auch Mannschaften häufiger zu Hause. Auch bei den Olympischen Spielen schneidet der Gastgeber meistens ungewöhnlich gut ab. Teilweise lässt sich das durch Schlaf im eigenen Bett, vertrautes Essen und bekannte Spielstätten erklären, teilweise durch Bevorzugung der Heimmannschaft durch den Schiedsrichter. Doch den wichtigsten Unterschied ma-

chen die Fans: In einem Stadion vor den eigenen Fans zu spielen, schafft Selbstbewusstsein und Motivation. Eine Studie in der deutschen Fußballbundesliga hat gezeigt, dass der Heimvorteil wächst, wenn der Rasen nicht von einer Laufbahn umgeben ist: Je näher die Fans dem Spielfeld sind, desto stärker nehmen die Spieler deren Anwesenheit wahr – desto mehr *fühlt* es sich für sie an wie zu Hause.

Will man die nötige Bereitschaft erzeugen, der Krise unseres Planeten zu begegnen, muss man dafür sorgen, dass sie uns wichtig genug ist. Wir müssen die Erde als unser einziges Zuhause ansehen – nicht nur im Sinne einer hohlen Phrase, nicht nur mit dem Kopf, sondern ganz tief in uns drin. Daniel Kahneman, der Psychologe und Nobelpreisträger, der als Erster erkannt hat, dass unser Verstand einen langsamen (abwägenden) und einen schnellen (intuitiven) Modus hat, drückt das so aus: »Wer mobilisieren will, muss emotionalisieren.« Wenn wir den Kampf zur Rettung unseres Planeten weiter führen wie ein Auswärtsspiel in der Mitte der Saison, sind wir verloren.

Fakten allein genügen ganz eindeutig nicht, um uns zu mobilisieren. Aber was, wenn wir die nötigen Emotionen nicht aufbringen, was, wenn sie nicht vorhalten? Ich ringe mit meiner eigenen Reaktion auf die Krise des Planeten. Zwar habe ich keinen Zweifel, dass mir das Schicksal des Planeten am Herzen liegt, aber gemessen an der investierten Zeit und Energie liegt mir viel mehr am Schicksal eines bestimmten Baseball-Teams auf diesem Planeten, nämlich dem der Nationals aus meiner alten Heimatstadt Washington. Ich bin auch ganz gewiss kein Klimawandelleugner, doch es ist nicht zu leugnen, dass ich mich wie einer benehme. Ich würde meine Kinder die Schule schwänzen lassen, damit sie beim

Eröffnungsspiel der Baseballsaison an der Welle im Stadion teilnehmen können, unternehme aber nichts gegen eine Zukunft, in der unsere Heimatstadt unter Wasser stehen wird.

Bei der Recherche zu diesem Buch war ich häufig schockiert von dem, was ich erfuhr. Emotional berührt war ich nur selten. Und wenn doch, dann nur vorübergehend und niemals lange oder stark genug, um mein Verhalten dauerhaft zu ändern. Selbst die Darstellungen, bei denen mir angst und bange wurde, wie David Wallace-Wells' schauriger Essay »The Uninhabitable Earth« – »Die unbewohnbare Erde«, damals der meistgelesene *New-York-Magazine*-Artikel aller Zeiten –, rüttelten mein Gewissen nicht wach und nisteten sich auch nicht dauerhaft darin ein. An dem Essay lag das nicht, der war nicht nur erhellend, sondern auch so klug und unterhaltsam, wie nur eine Weltuntergangsprophezeiung es sein kann. Es lag am Thema. Es ist entsetzlich schwer, über die Krise unseres Planeten so zu sprechen, dass man es glauben kann.

Thomas Boyle Jr. brauchte keine Informationen, um sich zu motivieren, den Camaro von Kyle Holtrust zu heben, er brauchte eine Emotion: »Ich dachte einfach nur, was, wenn das mein Sohn wäre?« Aber was, wenn die emotionale Verbindung weniger stark gewesen wäre? Hätte er das Auto auch angehoben – hätte er es geschafft, oder überhaupt versucht –, wenn er sich Holtrust nicht so leicht als seinen Sohn hätte denken können? Wenn Holtrust ein alter Mann gewesen wäre oder eine andere Hautfarbe gehabt hätte? Was, wenn Boyle eine Live-Übertragung des Unfalls auf einem Bildschirm gesehen hätte, und man hätte ihm gesagt, wenn er hier und jetzt 1500 Kilo stemme, rette er damit jemanden auf der anderen Seite der Erde? Trotz der innigen Beziehung,

die viele Menschen zu ihren Haustieren haben, und der Häufigkeit, mit der Haustiere überfahren werden, hat offenbar noch nie eine einzelne Person ein Auto von einem eingeklemmten Hund oder einer Katze gehoben. Unsere Körper haben Grenzen, und unsere Emotionen auch. Was, wenn unsere emotionalen Grenzen sich nicht überschreiten lassen?

DAS WORT »FAUST« SCHREIBEN

Ich könnte nicht sagen, wann ich zum letzten Mal mein Dach inspiziert habe. Ich denke nicht daran, weil ich es nicht ständig vor Augen habe – ich kann seinen Zustand buchstäblich nicht sehen, und im Gegensatz zu einer unschön anzusehenden feuchten Stelle an der Decke fällt ein heruntergekommenes Dach keinem groß auf. Selbst wenn ich mich aufraffen könnte, hinaufzusteigen, wüsste ich als Laie kaum, was auszubessern wäre, solange es nicht ganz kaputt ist. Die Angst, ich könnte ein neues Dach brauchen, schreckt mich ab, überhaupt nachzusehen, ob sie berechtigt ist.

Neulich hatte mein kleiner Sohn einen Albtraum, während ich unter der Dusche stand. Ich hörte seinen Schrei durch das Wasser, die Glastür und drei Wände. Bis ich sein Bett erreichte, war er schon wieder friedlich eingeschlafen. Sein heimeliges Kinderzimmer liegt unter einem Dach, das vielleicht bald einstürzen könnte.

Hysterische Kraft mag erklären, wie ich sein leises Weinen hören kann, aber welche Schwäche lässt mich das heikle Dach ignorieren – und den heiklen Himmel darüber? Ich wette, dass jeder einzelne Jude im Dorf meiner Großmutter irgend-